

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 313.

Dienstag, 24. November.

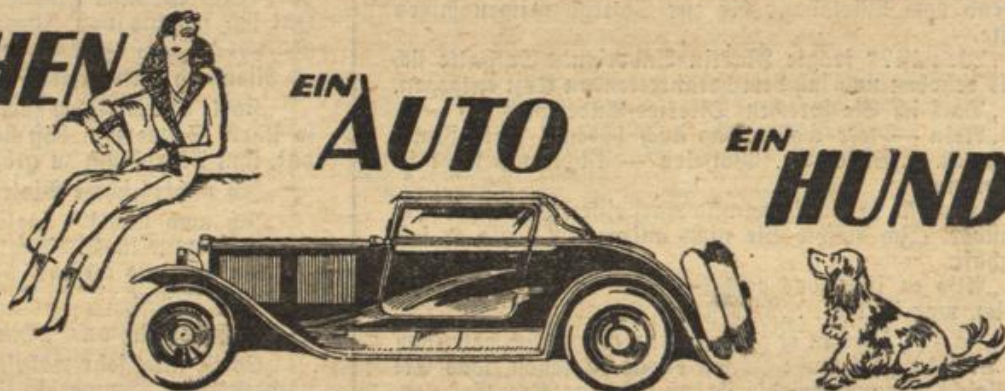
1931.

EIN
MÄDCHEN

EIN
AUTO

EIN
HUND

Copyright 1931 by Kaorr u. Hirth,
G. m. b. H., München.



ROMAN VON OLE STEFANI.

(9. Fortsetzung.)

10.

Zehn Minuten später fauchte der kleine Bier-Ps-Wagen vom Wirtshaus aus die Straße nach Garland's Green weiter. Janet hatte ihre Erregung bezwungen und hielt ihre Nerven fest. Innerlich fieberte sie — aber der kleine Wagen hatte noch nie so genau seine Kurven genommen und war noch nie so sicher über Unebenheiten des Weges gelenkt worden.

Dann tauchten die Lichter des Werkes auf, trübe Lampen brannten durch ruhige Fenster — und dann hielt sie vor der Villa Gregory. Fast alle Zimmer waren erleuchtet, hier wie drüben in Andersons Haus.

Janet raste die Steintreppe hinauf. Sie fragte hastig: „Wie geht es Vater?“ — und als sie von der Dienerschaft keine Antwort bekam und als sie die Gesichter der Leute sah und das eilige und lautlose Gehen und Schaffen spürte, das durch das ganze Haus ging, und als Tante Betsy tränenüberströmt aus einer Tür trat — da sank sie ihr, ehe sie noch ein Wort sagen konnte, bewußtlos in die Arme.

Als Janet erwachte, konnte kaum eine halbe Stunde vergangen sein, aber der trübe Tag schien schon durch das Fenster. Onkel Martin stand sehr bleich mit rot umrandeten Augen vor ihr. Und als er gewahr wurde, daß sie wach war, ging er schnell hinaus. Tante Betsy hielt ihre Hand in der ihren.

„Wie lange schon, Tante Betsy?“ flüsterte Janet.

„Er starb um halb drei —“, sagte Betsy weinend. „Es ging auf einmal so schnell. Gestern Abend hatte er ziemliche Schmerzen, aber Dr. Wolselen sagte, es hätte nichts zu bedeuten, und verschrieb ihm Morphium. Das half etwas — aber heute Mittag flagte er wieder, und da gab ihm die Pflegerin noch eine Spritze. Er schlief dann auch ruhig bis zum Abend. Da wurde er sehr nervös, ließ sich das Telephon bringen und rief dich an. Wir waren alle bei ihm. Danach schlief er ein.“

„Aber er hat mich doch nach einer halben Stunde wieder angerufen —“

„Ach, Kind —“

„Ja — Tante Betsy ...! Sonst wäre ich doch schon gestern Abend gekommen — sofort! Ich habe mich ja schon dafür fertig gemacht!“

„Janet — das ist nicht zu verstehen. Ich sagte dir doch, wir haben den Apparat aus seinem Zimmer genommen und ihn unten in der Halle eingestöpselt. Und dein Vater ist nicht mehr aufgestanden, es war die ganze Zeit immer jemand bei ihm.“

Eine Frau in einer weißen Schürze ging durch das Zimmer. Janet sah von ihrem Platz aus nur den Rücken. „Das ist Schwester Mary!“ sagte Tante Betsy. „Es hat jetzt ja keinen Sinn, weiter darüber zu sprechen ... willst du ihn sehen?“ —

Eine Stunde später saßen sie im Wohnzimmer um den großen Tisch — eine bleiche, schweigsame Gesellschaft. Violet hatte ihr Gesicht in einem Taschentuch vergraben. Onkel Martin zupfte nervös an seinem Kragen, Tante Betsy und Janet saßen Hand in Hand.

„Eine rätselhafte Geschichte!“ sagte Onkel Martin kopfschüttelnd, als ihm Janet von jenem zweiten Anruf berichtet hatte.

„Glaubt ihr an Geister?“ fragte Violet ersticht hinter ihrem Taschentuch hervor.

Anderson sah sie finster an. „Sid liegt im Charing Cross Hospital. Man hat mich eben angerufen. Es geht ihm schlecht.“

„Wohin fuhr Sid eigentlich?“

„Vater schickte ihn dir entgegen, Janet!“ sagte Tante Betsy. „Er sollte sehen, wo du bleibst.“

Dr. Wolselen trat ein, ein hagerer langer Mann, den Janet seit ihrer Kindheit kannte und den sie nie anders als im Gehrock gesehen hatte. Er schien sehr nervös und blieb vor dem Tisch stehen.

Onkel Martin neigte sich zu ihm und flüsterte ihm etwas zu.

„Ja —“, sagte Dr. Wolselen zerstreut, „das heißt nein — ich habe den Totenschein noch nicht ausgefüllt. Wissen Sie, wo die Pflegerin ist?“

„Wollen Sie sie sprechen? Wir können sie holen lassen.“

Ihr Eintritt enthub ihn der Mühe. Sie kam mit einem Stoß Wäschestücke auf dem Arm und wollte durch das Zimmer gehen.

„Schwester!“ hielt sie der Arzt auf.

„Herr Doktor?“

Er führte sie in eine Ecke und sprach leise mit ihr. Janet hatte müde den Kopf auf den Tisch gelegt. Es war mittlerweile ganz hell geworden. Die Sirenen des Stahlwerkes piffen die erste Schicht ein. Man hörte durch das offene Fenster die Schritte der Männer, die zur Arbeit gingen. Rauchwolken lagen über Garland's Green.

Das Gespräch in der Ecke wurde lauter. „Nein —“, sagte die Pflegerin bestimmt, „das ist unmöglich. Die erste gestern Mittag um eins, die zweite heute Nacht um eins — wie Sie es angegeben haben, Herr Doktor!“

„Aber Schwester Mary — es liegt doch nur noch eine einzige Ampulle im Nachttisch!“
Keine Antwort.

Dr. Wolselen sagte sehr ernst: „Bitte gehen Sie auf Ihr Zimmer und warten Sie, bis ich rufe!“

Janet hatte den Kopf erhoben. Die Schwester ging an ihr vorbei. Für eine Sekunde trafen sich die Blicke der beiden Frauen. Dann neigte die Schwester mit leisem Gruß den Kopf und verließ das Zimmer. Janet blickte ihr verwirrt nach. Sie kannte das spitze knochige Gesicht, die tiefstehenden brennenden Augen. Und dann wurde ihr mit einem seltsam befremdenden Gefühl klar, daß dies die Fremde war, die sie an jenem regnerischen Abend vom Wirtshaus bis zur Station mitgenommen hatte.

„Was ist?“ fragte Martin Anderson. Er hatte sich halb erhoben und sah dem herantretenden Arzt entgegen.

„Darf ich Sie sprechen, Direktor Anderson?“

„Nein — wir wollen das auch hören!“ sagte Janet erschreckt. „Bitte, Dr. Wolselen — ist etwas nicht in Ordnung?“

Er sah sie bedächtig an und warf einen Blick zu Violet hinüber. „Ich möchte Sie nicht aufregen!“ sagte er fast zaghaft.

„Also es ist etwas geschehen? — Doktor, sagen Sie gleich, was ist los...?“ bestand Janet.

„Ja —“, begann er zögernd und beugte sich behutsam zu Violet. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen, was Sie vielleicht sehr merkwürdig finden werden. Mrs. Gregory, fühlen Sie sich stark genug, etwas — vielleicht sehr Trauriges zu hören?“

Violet riß die verweinten Augen auf. Das kalte Licht des Tages und die Unbarmherzigkeit der letzten Stunden hatten nicht viel von der sonstigen Schönheit auf ihrem Gesicht gelassen. „Ja — Doktor!“ sagte sie kläglich — „was ist denn?“ „Ich will“ — sie schluckte — „ich will es auch hören!“

„Nun“, sagte Dr. Wolselen, indem er sich langsam setzte und seine gepflegten Hände betrachtete, „darf ich eine Reihe von Fragen an Sie alle stellen? Ich hatte um sieben das letztemal nach Gregory gesehen und fand ihn fieberig und mit Schmerzen, aber sein Zustand war im Grunde nicht bedenklich. Sie sagten mir, daß Dr. Gregory um acht Uhr abends einschlief. Um zwei riefen Sie mich, da lag er schon in Agonie.“

„Ja“, sagte Tante Betty, an allen Gliedern zitternd. „Wir waren um eins hinüber in unser Haus gegangen, um halb zwei kam der Gärtner, die Schwester ließe uns dringend rufen: Dr. Gregory mache einen so merkwürdigen Eindruck.“

„Also gut —“, sagte Dr. Wolselen ernst. „Können Sie — wollen Sie so gut sein, mir zu sagen, wer von acht bis halb zwei Uhr nachts bei ihm war?“

Sie sahen sich mit verwirrten Augen an.

„Ja“ — sagte Tante Betty schließlich. „Das werden wir Ihnen sogar genau sagen können. Von acht bis halb zehn war die Pflegerin bei ihm, derweil aßen wir. Dann blieb ich so bis dreiviertel elf bei ihm, da aß die Pflegerin. Dann saß Violet eine Viertelstunde im Krankenzimmer, dann kam Onkel Martin.“

„Das war kurz nach elf!“ sagte Anderson bestimmt. „Ich weiß es genau, denn ich war nach Tisch nochmals ins Büro übergegangen und verließ es genau in dem Augenblick, als es elf schlug. Ich saß dann in meinem Zimmer und las — und Herbert Gregory schlief bis zwölf! — Dann wachte er auf und fragte nach dir, Janet. Und als er hörte, daß du noch nicht da seist, wollte er wissen, wie spät es war, und wurde sehr besorgt und unruhig. Er wollte unbedingt Sid sprechen. Wir taten ihm den Gefallen und holten Sid, und als er da war, schickte Gregory uns alle raus und blieb eine halbe Stunde allein mit ihm. Dann setzte ich mich wieder zu ihm und schließlich kam Tante Betty dazu.“

„Ja — er war, als ich ankam, wieder ganz schön eingeschlafen. Aber dann schien er wieder Schmerzen zu haben. Er stöhnte und wachte darüber auf. Aber er wurde nicht ganz wach. Er phantasierte und auf einmal fragte er, ob Sid schon weg sei. Und als er hörte, Sid sei noch unten, regte er sich schrecklich auf und ließ ihm

bestellen, er solle doch in Dreiteufelsnamen losfahren. Er schien aus irgend einem Grunde Angst um dich zu haben, Janet. Aber das kam wohl vom Fieber. — So um eins kam die Pflegerin und schickte uns zu Bett — und wir meinten alle, er müsse, wenn sein Stöhnen nicht aufhören würde, eine Spritze haben.“

„Ja — eine Spritze!“ sagte Dr. Wolselen. „Aber nicht zwei.“

Alle fuhren auf. „Was heißt das?“

„Ich weiß es selbst nicht. Sie müssen mir versprechen, ruhig zu sein. Die Schwester sagte, sie habe ihm um ein Uhr die von mir vorgeschriebene Injektion mit dem Inhalt einer Ampulle gemacht. Verzeihen Sie die Frage: Hat sich jemand von Ihnen mit der Nadel zu schaffen gemacht?“

Niemand antwortete. Man begriff die Frage nicht.

„Hatte Dr. Gregory zum Beispiel irgendwann einmal so starke Schmerzen, daß sich jemand veranlaßt gefühlt hat, ihm Morphinum zu geben?“

„Ich nicht!“ schrie Violet entsetzt.

„Ich auch nicht!“ sagte Tante Betty ratlos. Und Onkel Martin fügte hinzu: „Na — ich erst recht nicht! — Von uns also keiner!“

„Und Sid?“

Sie sahen sich an. „Das wissen wir natürlich nicht.“

„Es ist nicht sehr wahrscheinlich!“ sagte Dr. Wolselen nachdenklich. „Zimmerhin liegt die Möglichkeit vor. Die Nadel war in ihrer Sublimatlösung auf dem Nachttisch und in der Schublade war das Kästchen mit dem Morphinumfläschchen.“

„Aber, Doktor — was bringt Sie auf den Gedanken, daß jemand die Nadel in der Hand gehabt hat?“ Sie sprachen alle gleichzeitig.

„Weil eine Ampulle fehlt!“ sagte Dr. Wolselen und es wurde totenstill im Zimmer.

„In dem Kästchen waren ursprünglich fünf Ampullen. Die erste habe ich selbst vorgestern abend gebraucht, die zweite wurde von der Pflegerin gestern um ein Uhr mittag injiziert — und wenn sie wirklich heute nacht nur eine Ampulle eingefüllt hat, so müßten noch zwei da sein. Im Nachttisch ist aber nur eine.“

Sie schwiegen noch immer. Plötzlich schrie Violet auf und verbarg ihr Gesicht.

„Ich fürchte, Mrs. Gregory hat mich verstanden!“ sagte Dr. Wolselen mitteilend.

„Sie schließen daraus —“, begann Anderson schwer.

„Nichts würde ich daraus schließen, wenn ich mir den Tod Dr. Gregorys eindeutig erklären könnte. Gewiß — er war gefährlich krank. Aber kurz gesagt — verzeihen Sie, es klingt roh — der letale Ausgang ist mir zu schnell gekommen. Er ist normal kaum zu erklären. Ich denke, Dr. Gregory ist an Herzlähmung gestorben. Und das war in diesem Falle eher eine Folge von zu starkem Morphinumkonsum als von etwas anderem. Ich sagte Ihnen ja, Direktor Anderson: ich habe den Totenschein noch nicht ausgefüllt. Ich kann es nicht eher tun, bis ich klar sehe, woran Dr. Gregory gestorben ist!“

(Fortsetzung folgt.)

Seltene Stunden.

Zwischen den Tagen hehrender Fast,
Reuchender Jagd nach Erfolg,
Zwischen den Zeiten tiefdummer Fron
Leuchten die Stunden des Glüdes, der Rast.
Blühen wie flammender Mohn.

Stunden, die uns der Gott in uns schenkt,
Seinem Dienste geweiht:
Stunden, in denen das fragende Blut
Unsere Blicke den Sternen zu lenkt:
Stunden, in denen die Schatten zerrweh'n,
Stunden, in denen Wunder gesch'e'h'n,
Leuchten wie flackernde Glut.

E. d. Raue i. m.

Peter der Starke.

Von Alexander von Sacher-Masoch.

Ich wollte mit meinem Freund Jonel Murguj baden gehen. Große Schläfrigkeit lag über dem vieredigen Hof. Die paar Gähner und unser zerzauster, stets kampfbereiter Hahn hockten dräben im Schatten auf den Sprossen der Leiter, die über den Misthaufen hinweg an die Mauer gelehnt war. Sie schliefen mit eingezogenen Köpfen. Vom alten Birnbaum fielen von Zeit zu Zeit Käfer und Raupen in das Gras. An den Steinfliesen der Küchentreppe lehnte ein Besen. Diesen Besen streifte ich mit einem schuldberauschten Blick, denn mit der gewohnten Überschwänglichkeit der Jugend hatte ich heute morgen meiner Großmutter versprochen, ich würde am Nachmittag die Wege reinlegen, — so blickblank wie noch nie! Das hatte ich schon zum hundertsten Male versprochen, aber immer hinderten mich unaufschiebbare Geschäfte an der Ausführung dieses Planes. Und obwohl ich sie jedesmal betrog, schenkte mir Großmutter doch immer wieder von neuem Vertrauen.

Viele Jahre meiner Kindheit habe ich in den Ecken und Winkeln jenes Hofes gespielt, aber niemals legte ich seine Wege rein. Denn ich war immer in Eile. Unaufschiebbar und dringlich sind die Geschäfte der Jugend ...

Wir gingen die Straße entlang, Murguj und ich. Die Straße lag am westlichen Ende der kleinen Stadt und mündete auf einen großen Platz. Hier endete die Ortschaft. Die eine Seite des Platzes lief der Hochwasserdamm entlang, hinter diesem Damm rauschte die Temes. Die anderen Seiten des Platzes umzingelten die letzten Häuser des Städtchens. Dieser Ort war auch sonst berühmt. Hier schlugen die Wandergitarren ihre Zelte auf und die fahrenden Nummernplätze. Wir überquerten den Platz. Murguj schielte mehr als gewöhnlich.

„Hör mal“, sagte er und hustete leicht. „Große Dinge werden geschehen. Diese Woche noch.“

Natürlich brannte ich vor Neugier und hätte gerne gleich alles erfahren, aber ich fragte nicht.

Wir kamen verstaubt und erhöht auf unseren Badeplatz, der südlich vor dem Städtchen unter den großen Spediteurmauern lag. Hier machte die Temes eine Biegung, das eine Ufer war von dichtem Weidengebüsch bestanden, das andere Ufer war steil und felsig.

Murguj schwamm in elegantem Bogen um einen gesunkenen Baumstamm und landete auf dem kleinen Sandinseln in der Mitte des Flusses. Ich war dicht hinter ihm. Wir ließen uns von der Sonne braten und pafften aus kleinen Tonpfeifen grobgeschneittenen Soldatenknäcker. Meine Neugier wurde allmählich unerträglich, als Murguj plötzlich loslegte:

„Peter kommt heute hierher. Herrgott, hat der Kerl Dufel. Die ganze Stadt wird farr sein.“

„Wieso?“ fragte ich dumme.

„Bernhardis Zirkus kommt wieder zu uns. Ich traf den Zettelanfänger. Ignaz ist auch wieder dabei. Na, Peter wird es ihm schon geben.“

„Aha“, sagte ich, denn jetzt begriff ich den Zusammenhang. Dieser Wandergitarre war in den vergangenen Jahren bereits zweimal in unserem Städtchen aufgetaucht mit Ignaz Blaschel, dem stärksten Mann der Welt und um diesen drehte sich die Sache, von der Murguj berichtete. Wir hatten nämlich in unserer Klasse einen Schüler Peter Papp. Es war ein hochaufgeschossener, hübscher Junge, der den Ruf genoss, nicht nur der Stärkste in unserer Klasse zu sein, sondern auch der kräftigste Junge des Gymnasiums. Dieser Ruf, der im Laufe der Zeit entstanden war, umstrahlte seine Person mit der Glorie des Helden. Nichts gab es — daran glaubten wir felsenfest — was Peter nicht vermocht hätte. Es hieß, er sei in der Dämmerung mit dem Trunkenbold des Ortes, Mirko Pawlowitsch zusammengestoßen und habe den Kerl krumm und lahm geschlagen.

Selbstverständlich liebten wir Peter alle abgöttisch. Er war der Stolz unserer Klasse. Auch Murguj versäumte nie eine Gelegenheit, Peter zu schmeicheln und angenehme Dinge zu sagen, dennoch hatte er irgendwie das Empfinden, als sei seine übertriebene Verehrung nicht ganz echt. Wie äußerte er sich abfällig über Peter, nie, soweit ich mich erinnern kann, aber man hat so seine Ahnungen.

Wir lagen benemander im Sande und pafften, was das Zeug hielt. Dann sagte Murguj:

„Peter und Ignaz. Es wird eine Sensation werden.“

Ich nickte gedankenvoll: Ignaz und Peter. Das könnte wirklich ein großes Theater abgeben. Und gelimne Erregung packte mich. Mitten in das träge Schweigen kam ein Ruf vom Ufer herüber. Es war Peter. Er entkleidete sich blitzschnell und sprang von einer schwindelnd hohen Kante der Spediteurwand in elegantem Kopfsprung in das Wasser. Nach wenigen Sekunden landete er auf unserem Inselchen. Er begrüßte uns lächelnd, wie gewöhnlich, dennoch schien er mir irgendwie bekümmert. Eine Weile saßen wir schweigend da, dann sagte Murguj:

„Du erinnerst dich doch, daß du uns einmal was erzählt hast.

Vor einem Monat etwa, als wir uns die schönen Maiskolben aus Perikaters Feld verschafften. Es handelte sich um Ignaz.

Peter sah auf und lächelte zerstreut.

„Ich weiß nicht mehr genau, was du meinst.“

Dennoch wußte er es. Ich hatte das starke Empfinden, daß er es wußte. An jenem denkwürdigen Nachmittag erinnerte ich mich ganz genau. Peter, der sonst nie mit seinen Taten prahlte, hatte uns damals gestanden, daß Ignaz, der Zirkusringer, auf keinen Fall der Stärkste Mann der Welt sei. Denn er, Peter, habe Ignaz in der Dunkelheit hinter der Zeltwand herausgefordert und innerhalb weniger Minuten geschmissen. Die ganze Schule wußte von dieser Heldentat Peters.

Murguj, der auf dem Rücken lag, und den Tabaksaft in weitem Bogen ins Wasser wie, sagte plötzlich:

„Du hast doch Ignaz damals so leicht erledigt.“

„Wie, Ignaz? Selbstverständlich.“

„Das ist fein. Da wirst du es ja auch diesmal fertig bringen. Bernhardt ist wieder da und hat am Sonnabend Eröffnungsvorstellung. Ignaz ist auch dabei, der freche Pralhans. Die ganze Klasse brennt darauf, euch beide ringen zu sehen. Du machst uns doch die Freude?“

Peter sah auf. Murguj lächelte ganz unbefangen.

„Gerne“, sagte Peter ruhig.

Ungeheure Spannung herrschte.

Die Manege donnerte unter den Hufen der vier dressierten Pferdchen. Miß Arabella stand auf der Fußspitze auf dem Sattelknopf eines Schimmels in äußerst grazioser Haltung und warf Ruffhände in das Publikum. Der Herr Direktor stand mit einer langschäftigen Peitsche in der Mitte des Kreises im Grad, den Zylinder und die weißen Handschuhe in der Linken und schmalzte mitunter zwischen die Säule. Luftakrobaten führten verwegene Sprünge von schwindelnd hohen Trapezen aus. Max und Moritz, die beiden Clowns, vollführten überwältigende Spässe ... Das alles zog an uns vorbei wie ein Traum, wir sahen und hörten nichts davon. Wir saßen gespannt und erwartungsvoll gebuddelt auf unseren Plätzen, die ganze Schule war versammelt und Peter saß in unserer Mitte.

Der gewaltige Augenblick nahte heran. Ignaz trat auf den Plan. Die Zirkusdiener schlepten unwahrscheinlich große, eiserne Gewichte herbei, mächtige Ketten, Eisenstangen und Ignaz machte sich an die Arbeit. Er hatte ein dünnes, weißes Trikot an und das Spiel seiner Muskeln war deutlich sichtbar. Dann kam der große Moment. Ignaz sagte:

„Und jetzt, meine Damen und Herren, fordere ich jeden der Anwesenden zum Ringkampf, jeden, der dazu Lust hat. Wem es gelingt, mich zu werfen, der erhält zehn Kronen bei der Kasse auszahlt.“

Und Ignaz sah erwartungsvoll im Kreise herum. Atemloses, bebrütendes Schweigen entstand. Hundert Knabenaugen hingen an Peter. Peter saß in der vordersten Reihe. Er drehte sich um und streifte uns alle mit einem seltsamen Blick. Dann — es schien eine Ewigkeit vergangen zu sein — erhob er sich und trat in den Ring. Große Bewegung ging durch den Zuschauer-raum. Wir brüllten wie die Besessenen: „Bravo, Peter! Drauf, Peter!“

Ignaz überragte Peter um Haupteslänge, aber wir wußten ja, welche Kraft in Peters Armen wohnte. Peter legte den Kopf ab, dann reichten sich Peter und Ignaz die Rechte. Viele Lampen glänzten, die Manege war grell erleuchtet, und da sah ich, daß Peter sehr bleich war. Ein schrilles Signal ertönte.

Und jetzt geschah das Unglaubliche. Viel schneller geschah es, als man es erzählen kann. Denn Ignaz nahm Peter in die Arme, wie man ein Kind in den Arm nimmt. Er wiegte ihn hin und her, ohne daß Peter eine Bewegung machen konnte. Minuten vergingen und immer noch wiegte Peter Ignaz hin und her, wie eine Mutter ihr Kind. Der ganze Zirkus brüllte vor Lachen. Wie saßen beschämt und erschrocken auf unseren Plätzen. Wie war das möglich. Peter hatte uns doch erklärt, er hätte schon einmal mit Ignaz zu tun gehabt.

Jetzt ließ Ignaz Peter behutsam zu Boden gleiten, der ein paar taumelnde Schritte nach dem Ausgang machte. Wir schlichen geräuschlos von unseren Plätzen. Wir wollten nichts mehr sehen.

Die Sterne funkelten und der Mond schien hell in das Biered des Hofes. Es war schon sehr spät und ich mußte sehen, unbemerkt ins Bett zu gelangen. Als ich an der Küchentreppe vorbeikam, fiel mein Blick auf den Besen. Einsam und schwarz lehnte er dort, noch immer auf demselben Fleck. Tiefe Niedergeschlagenheit ergriff mich, als ich an die phantastischen Versprechungen dachte, die ich meiner Großmutter auch heute morgen wieder wie alle Tage gegeben hatte. Und ich gelobte mir, die Wege des Hofes am nächsten Tage reinzufegen, blickblank wie noch nie.

Die Bridge-Partie.

Von Wilhelm v. Hebra.

1.

Die Frau Moni Anzinger ist urwüchsige, urwüchsigste Münchenerin.

Als Student wohnte ich fünf volle Jahre bei ihr.

Sie war zu mir wie eine Mutter. Gleich vielen wirklichen Müttern gewöhnte auch sie sich nicht daran, daß junge Leute älter werden. Ich besuche sie jedesmal, wenn ich nach München komme, und werde von ihr immer so behandelt, als wäre ich noch der jugendhafte Jüngling von einst.

Ihre Redeweise ist des öfteren sehr derb, und besonders derb mir gegenüber, weil ich eben für ihr Empfinden keineswegs ein Alter erreicht habe, bei dem ein gewisser Respekt schon angebracht wäre.

Frau Anzinger war vor dem Kriege in guten Verhältnissen, vermietete mehr zu ihrem Vergnügen als des Geschäftes wegen, war großzügig und freigebig. Jetzt ist ihre Lage schlecht, jetzt muß sie sparsam sein, jetzt ist jede, auch noch so kleine, unvorhergesehene Ausgabe für sie ein böser Fall. Doch trägt sie dies, wie alles, mit Humor.

2.

Karl Fronz ist ein Herr von sechzig Jahren, ein verarmter Kavalier. Er hat viel bessere, fast glänzende Zeiten gesehen. Er entbehrt sie sehr. In ihm sind stets Sehnsucht und Wunsch lebendig, da oder dort, so oder so, eine Sonder-einnahme sich zu ergattern, um dann einen Abend lang in einem vornehmen Restaurant als Kavalier der alten Schule aufzutreten.

Fronz spielt gern Karten. Er spielt nie falsch, er macht nie eine falsche Rechnung. Aber Wunsch und Sehnsucht, zu gewinnen, sind bei ihm noch leidenschaftlicher, als es beim Durchschnitt der Spieler üblich ist. Und die Kränkung über einen Verlust, der den nächsten kavaliermäßigen Abend noch weiter hinauszuschieben droht, ist bei ihm sehr stark; und, wenn es irgendwie sich machen läßt, einen Verlust nicht zu bezahlen, so ruht er gerne die Gelegenheit.

Ein Neffe Fronzens wohnte zu gleicher Zeit wie ich bei Frau Anzinger. Seither sind sie und Fronz und ich gute Bekannte.

3.

Ich bin ein schwacher Mensch.

Mir fehlt die Kraft, Forderungen durchzusetzen, auch wenn sie noch so sehr berechtigt sind. Und handelt es sich gar um Geld, so bin ich jedem, der nicht zahlen will, einfach ausgeliefert. Ich kann dann nur schweigen oder in höflicher Form verzichten.

4.

Ich sitze bei Frau Anzinger.

Fronz erscheint, plaudert, schlägt eine Partie Bridge vor. Frau Anzinger lehnt ab; sie spiele wohl gerne das seriöse Bridge zu viert, doch nicht das zu dritt, weil es zu sehr Glücksspiel sei. Fronz bittet und bittet. Schließlich gibt Frau Anzinger nach. Sie will aber nur zu einem fünfzigstel Pfennig spielen. Fronz wünscht den Satz von einem zehntel Pfennig, und redet so lange und so langwierig, daß Frau Anzinger, die nichts so haßt wie Langeweile, am Ende auch hier nachgibt.

5.

Wir spielen.

Ich habe gute Karten, sehr gute sogar, und dieses Glück wirkt sich, wie immer bei Bridge zu dritt, in besonders starkem Maße aus. Und als ich die Schlussabrechnung mache, da zeigt es sich, daß ich trotz des noch immer niedrigen Satzes von Frau Anzinger fünf Mark und zwanzig Pfennig gewinne, und volle vierzehn Mark von Fronz.

6.

Fronz zeigt argen Unwillen über seinen Verlust, schimpft auf das Bridge zu dritt, sagt, es sei nur wildes Glücksspiel und einfach dumm; das gute Spiel komme nicht zur Geltung; eine Partie zu dritt könne man gar nicht ernst nehmen, sondern nur als Scherz betrachten.

Ich sehe, daß Fronz nicht zahlen will. Ich werde, wie eben immer in solchen Fällen, schwach. Ich antworte zunächst nichts. Als aber Fronz nochmals betont, eine Partie zu dritt könne nur als Scherz betrachtet werden, da sagte ich höflich: „Natürlich, das Ganze war ja nur ein Scherz.“

Bevor Fronz etwas hätte erwidern können, fährt Frau Anzinger mich an, in zornig-empörter Art, schreiend, fast brüllend: „Was hams g'sagt? A Scherz war dös nur? Dös

ganze G'schpill? A Scherz? Soll dös hoasn, daß net aus-zahlt werd? Ja, was fällt Eahna denn ein? Was ham sō denn für a Meinung von mir? Sō lan ja a ganz a frecher Kerl! Moanens eppa, daß i mi zu an G'schpill hinseh, dös wo um Gōld geht, und daß i mi nacha vom Zahl'n druck, wann i verlier? Für was halt'ns mi denn? Sō lan ja a so, als ob ich a Ausg'schamte wär, no mehra, als ob i ganz a Ausverschamierte wär. I sag Eahna, wann i a a Frau bin und la Mo, so hab i doch a Ehrgefūhl im Leib, und a so a Gemeinheit laß i mir net antragn, daß i a Spüllschuld net zahl. So, da hams ihre fünf Markl und die zwanzg Pfennig a, und sted'ns es ein, und sans stad, sō frech's Nas, sō frech's.“

Ich stehe schweigend das Geld ein.

Während Frau Anzingers Rede wurden in Fronzens Antlitz deutliche Zeichen starken Mißbehagens sichtbar. Er sagt nichts. Er zieht langsam seine Börse und legt mit trauriger Miene vierzehn Markl auf den Tisch.

Ich stehe sie ein.

Fronz verabschiedet sich.

7.

Kaum, daß Fronz die Tür hinter sich geschlossen hat, sagt Frau Anzinger, in aller Ruhe, im Ton der Selbstverständlichkeit: „So, jeha geb'ns mir meine fünf Markl und die zwanzg Pfennig zrud, nachdem i Eahna die vierzehn Markl verschafft hab'.“

Unsere Nassauischen Würger.

Mein Vögel von allen Gefiederten der Aderheden ist bei unsern nassauischen Landvögel so gut bekannt als der rottrübe Bürger. Die im Felde und in der Wiefe liegenden Dornbüsche bilden den Lieblingsaufenthalt des rottrüben Würgers, den das Volk meistens Reuntötter oder Dornbreher nennt. Alle drei Bezeichnungen sind gut gewählt. Dornbreher und Reuntötter heißt er deswegen, weil er die ihm zur Nahrung dienenden Beutetiere gewohnheitsmäßig auf Dornen aufspießt. Er tut dies, um sie bequemer zerreißen zu können. Vielleicht ist aber der Hauptbeweggrund darin zu suchen, daß er nicht fressen kann, solange noch ein Gewölle in seinem Halse steckt. Diese unverdaulichen Stoffe — hauptsächlich die harten Chitintelle von Käfern — muß er erst in kleinen Ballen (Gewölle!) auswürgen, daher der Name Bürger. Der rotbraune Rücken des Männchens und Weibchens gab dieser Art das unterscheidende Merkmal von den übrigen Würgerarten. Wer die Beutetiere des Reuntötters kennen lernen will, der gehe nach dem dornigen Buschwerk bei Erbenheim oder Niederwalluf, das sich Bürgers ansehnlich haben. Hier suche er Zweig nach Zweig des Schlehdorns ab. Glückt es das eine Mal nicht, wird der zweite Gang schon von Erfolg gekrönt sein. Douchinander getrennt liegende Schwarzdornheden in hiesiger Gegend, die also zwei verschiedene Reuntötterpaare als Hauptnahrungsmittel benutzen, weisen stets aufgespießte Beutetiere auf. Einzelne Schulsungen zeichnen sich beim Absuchen der Dornbüsche ganz besonders aus: sie brachten regelmäßig Beute heim. Die Hummeln bilden bei uns keine Hauptnahrung; wir fanden Erd-, Garten-, Stein- und Mooshummen. Ebenso stellten wir verschiedene Kleinkäfer (Mottkäfer, Totengräber, auch Fliegen waren darunter) als aufgespießte Beutetiere fest. Insekten nehmen also eine bevorzugte Stellung auf des Dornbrehers Speisekarte ein. Zu unserer größten Überraschung fanden wir auch aufgespießte Wirbeltiere, so eine Eidechse (vollständiges Tier!) eine Blindschleiche (in zwei Stücken, einem größeren und kleineren, aufgespießt!) und selbst einen Jungvogel (anscheinend Baumviper). Dieser Vogel war zerstückt, auf einem zweiten Dornen war der Magen aufgespießt, auf einem dritten ein Teil des Kopfes mit aufgespitztem Schnabel. Also auch seinen lateinischen Artnamen *Lanius*, d. i. Fleisch-Schlächter (*lanus* von *lanare* = zerfleischen) verdient der Bürger mit vollem Recht. Trotz der angeführten Beobachtungstatsachen wollen wir nicht vergessen, daß der Reuntötter durch das Wegfangen mancherlei schädlicher Insekten uns auch gute Dienste leistet. Ich gebe in meinen Werke „Die Vögel Mitteleuropas“ (Verlag Schreiber, Göttingen) beim Reuntötter an: „Nugen zu Schaden wie 15 zu 10.“ Die Schädlichkeit des Dornbrehers wird also bestimmt sehr übertrieben. Schwer ist es zum niedrigen Rest des Reuntötters im Schlehdorn vorzudringen.

Doch es glückt uns, die vier rotbraun, gewellt gezeichneten Nestlinge zu beringen. Später markierten wir ein vollständig flüggiges Jungtier, das bereits das Nest verlassen hat. Ein kleiner Trupp junger Stare sucht im Ameisenhaufen nach Ameisen und deren Puppen, während riesige Schwärme von Jungstaren in den Eichen lärmen.

Wilhelm Schuster von Forstner, Ornithologe.